

## Man will Angst haben

Der Streit um die Flüchtlingspolitik mag noch so sehr eskalieren, in einem Punkt scheinen sich alle einig: Die Menschen im Lande haben Angst, und weil die Politik diese Angst nicht ernst nimmt, erhalten Populisten Zulauf. Aber ist es tatsächlich Angst, was die AfD-Wähler umtreibt? Und was hieße es, sie ernst zu nehmen?

Angst ist *erstens* ein subjektives Gefühl, die gleichermaßen drängende wie diffuse Empfindung, bedroht zu sein. Angst ist *zweitens* eine Emotion, der für andere – etwa als Erbleichen, Zittern oder Schweißausbruch – sichtbare individuelle Ausdruck dieses Bedrohungsgefühls. Angst ist *drittens* ein kollektiver Affekt, eine überindividuelle Stimmung des Bedrohtseins, die Welt- und Selbstwahrnehmung in toto einfärbt. Angst als Affekt unterläuft die Differenz von Verstand und Gefühl, sie wirkt ansteckend und kann sich bis zur Massenpanik steigern. *Viertens* schließlich besitzt Angst auch eine kommunikative Dimension. Von Angst wird geredet, und sie verbreitet sich, indem von ihr geredet wird. Besonders in politischen Auseinandersetzungen fungiert sie als Argument, mit dem sich nahezu alles rechtfertigen lässt.

Angstkommunikation dramatisiert und erzeugt einen Sog. Sie signalisiert, die Sache ist dringlich. Zeit kennt sie nur als stets viel zu knappe Frist. Die Angstuhr steht immer auf fünf vor zwölf. Wer Angst sagt, schaltet um in den Alarmmodus. Es muss etwas geschehen, und zwar sofort. Daraus folgt eine Dynamik der Überbietung, die in sich selbst keinen Haltepunkt findet: Immer ist da jemand, der sagt, es gehe nicht schnell genug, es werde nicht genug oder das Falsche getan, und überhaupt sei die Lage noch viel schlimmer, als die Verantwortlichen zugäben. Das Sprechen über Angst wirkt selbstverstärkend. Je mehr darüber geredet wird, desto größer wird sie. Bestimmen Angstthemen erst die Agenda, können die zu ergreifenden Maßnahmen gar nicht radikal genug sein.

Wo die Angst regiert, herrscht die Logik des Ausnahmezustands: Demokratische Aushandlungsprozesse – dauern viel zu lang; humanitäre Erwägungen – ein Luxus für bessere Zeiten. Schon Fragen zu stellen heißt dem Gegner in die Hände zu spielen. Stattdessen wird die Wirklichkeit radikal vereinfacht: Wir oder die Anderen, Freund oder Feind, Schwarz oder Weiß. Für Zwischentöne und Ambivalenzen bleibt kein Platz. Als subjektives Gefühl mag Angst quälend sein, als »Brille«, durch die man auf die Welt schaut, ist sie verlockend. Sie löst zwar keine Probleme, aber entlastet ungemein.

Die Berufung auf Angst hat einen weiteren strategischen Vorteil: Wer die Angstkarte ausspielt, unterläuft jede Kritik. Man kann ihn nicht widerlegen, weil er auf die Authentizität seines Gefühls pocht. Auf jeden Einwand erwidert er: »Aber ich *habe* doch meine Angst! Wer wollte sie mir bestreiten?« Der Affekt immunisiert gegen Fakten. Es kommt nicht so sehr darauf an, ob etwas stimmt, als darauf, dass es affektiv anschlussfähig ist. Was dem Zirkel der Selbstverstärkung zuwiderläuft, wird geleugnet oder als Komplott der »Lügenpresse« denunziert. Wer auf überprüfbare Tatsachen pocht, gilt selbst als Teil der Bedrohung. Die Angstretorik erzeugt einen Erregungszustand, in dem noch die abstrusesten Geschichten Glauben finden. Statt um Sachhaltigkeit geht es um das Einschwingen in den Sog. Daraus speisen sich antisemitische Verschwörungstheorien ebenso wie xenophobe Horrorgeschichten. Angstkommunikation beansprucht für sich zwar gute Gründe, entzieht sich aber dem Anspruch auf Begründbarkeit. Weil sie keine Gegenrede duldet und die Vernunft immer schon auf ihrer Seite weiß, lizenziert sie die Unvernunft.

Zugleich bringt die kommunizierte Angst, die Angst als Argument, erst das Gefühl, die Emotion, den Affekt hervor, auf die sie sich beruft. Angst ist etwas, in das man sich hineinreden, das man sich oder anderen einreden kann. Sie ist nicht zuletzt ein Effekt des Sprechens über Angst. Populistische Agitatoren wissen das zu nutzen, und die sozialen Netzwerke fungieren als mediale Affektverstärker. Damit der Erregungspegel nicht absinkt, darf der Strom der Facebook-Einträge, Online-Kommentare und Tweets nicht abreißen.

Dass Angst im Unterschied zur Furcht diffus ist, bedeutet nicht, dass sie kein Objekt hat. Es bedeutet vielmehr, dass sie sich auf alle möglichen Objekte richten kann. Sie sucht sich ihre Anlässe und erfindet sie notfalls. Gleichwohl sind die Gelegenheiten nicht beliebig. Es gibt einen gesellschaftlichen Fundus an Situationen und Figuren, vor denen wir Angst haben dürfen oder sollen. Aus ihm bedienen wir uns intuitiv, und die populistischen Angstmacher wissen nur zu gut, welche Register sie ziehen müssen. Sie sind Resonanzvirtuosen, die geschickt jene Motive anspielen, die ihre Zuhörer hören wollen. Das Stichwortverzeichnis des AfD-Wahlprogramms liest sich wie das Ranking populärer Ängste der Deutschen, das die R+V-Versicherung jährlich erstellen lässt.

Affekte sind nicht nur beweglich im Hinblick auf ihre Objekte, sondern auch auf ihre Qualität. Selten ist ihre Färbung eindeutig, Mischungen unterschiedlicher Affektlagen sind die Regel. Angst, Wut und Hass gehen ineinander über, oder das eine kippt schlagartig ins andere um. Entscheidend ist ohnehin die Intensität der Erregung. Auch deshalb lässt sich Angstkommunikation so schwer fassen: Was lauthals beschworen wird, ist nicht unbedingt das, was tatsächlich getriggert und mobilisiert wird. Stimme, Mimik oder die verwendeten Sprachbilder verraten oft mehr als die expliziten Aus-

sagen. Es bedarf keiner besonderen hermeneutischen Fähigkeiten, um festzustellen, dass bei denjenigen, die derzeit am lautesten von den Ängsten der Menschen und dem drohenden Untergang des deutschen Volkes schwadronieren, eher Aggression als Angst am Werk ist. Ihr Brüllen verrät sie. Angst ist das Argument, in das sie ihren Hass gegen die Flüchtlinge und ihre Wut gegen die etablierte Politik kleiden. Sie wollen geradezu Angst haben, um sich aufregen zu können, wollen Angst machen, damit auch andere es tun. Als Sprechakt zeitigt der Satz »Ich habe Angst vor den Fremden« andere Effekte als die Aussage »Ich hasse sie«: Wer sich auf seine Angst beruft, beansprucht ernst genommen zu werden; aber kein noch so besorgter Politiker käme auf die Idee zu fordern, man müsse den Hass der Menschen ernst nehmen und deshalb die Asylgesetze verschärfen. Wenn die Demagogen rhetorisch illegitime in legitime Affekte konvertieren, können sie sicher sein, dass ihr Publikum sie schon richtig versteht. Für das augenzwinkernde Einverständnis braucht es nicht mehr als einen gemeinsamen Sündenbock.

Die realen oder erdichteten Angstgeschichten, die man nicht müde wird in immer neuen Varianten zu erzählen, gewähren obendrein eine perfide Befriedigung. Insbesondere die Obsession, mit der Berichte über angebliche oder tatsächliche sexuelle Übergriffe ausgebreitet werden, zielt unmittelbar auf eine Mischung von Faszination und Abscheu – und damit selbst auf einen sexualisierten Erregungszustand. Psychoanalytisch gesehen ist offenkundig: Was am meisten verdammt wird, wird auch heftig begehrt, und sei es nur, dass begehrt wird, darüber zu reden. Sich aufzuregen ist auch eine Art des Sichaufgeilens. Aus ähnlich trüben Quellen speisen sich die Debatten um ein Burka-Verbot: So leidenschaftlich, wie sie sich dafür ereifern, muss die Vorstellung, einer muslimischen Frau in der Öffentlichkeit qua Gesetz den Schleier herunterzureißen, auf viele deutsche (französische, österreichische ...) Männer höchst erregend wirken. Auf die Idee, das als Beitrag zum Kampf gegen den Terror oder als Integrationsmaßnahme zu verkaufen, muss man jedenfalls erst mal kommen.

Solche symbolischen Scheingefechte kennzeichnen die aktuellen Politiken der Angst insgesamt: Die mühsame Suche nach Lösungen überlassen die populistischen Affektmanager den verachteten Gutmenschen, die dumm genug sind, noch daran zu glauben. Stattdessen bieten sie wohlfeile Gelegenheiten, sich zu einer Erregungsgemeinschaft zusammenzurotten, zivilisatorische Hemmungen hinter sich zu lassen und sein Mütchen an Schwächeren zu kühlen. Es denen »da oben« mal richtig zu zeigen, verschafft zusätzliche Befriedigung. Die Panikreflexe von Seehofer bis Wagenknecht reichen, damit der kleine Mann sich ganz groß vorkommt. Was braucht es ein Programm, wenn man ein Feindbild hat? Die Angstretorik suggeriert eine Notwehrsituation: Weil die Gefahr so groß ist und die Regierenden versagen, so die Botschaft, müssen die Aufrechten die Sache selbst in die Hand nehmen. Um »Asylchaos«, »Terrorgefahr«, »Islamisierung des Abend-

lands« und »großen Austausch« abzuwehren, ist dann alles erlaubt – am Ende auch brennende Flüchtlingsunterkünfte.

Sollte man die Ängste, welche die völkischen Hetzer unentwegt im Munde führen, also besser ignorieren, um die Erregungsspirale nicht weiter anzutreiben? Das sicher nicht. Einiges wäre schon gewonnen, wenn man ihre Worte nicht für bare Münze nähme und den Hass darin hörte, der sich als Angst unangreifbar zu machen versucht. Selbstverständlich gibt es auch Menschen, die sich ängstigen, ohne gleich nach Sündenböcken Ausschau zu halten. Umso wichtiger, ein Sensorium zu entwickeln für die Unterschiede und Übergänge zwischen Angst und Hass, zwischen Angst als Gefühl, Emotion, Affekt – und als rhetorische Allzweckwaffe. Fatal ist dagegen die Parole »Wir müssen die Ängste der Menschen ernst nehmen«, mit der Politiker der etablierten Parteien der völkischen Konkurrenz das Wasser abzugraben versuchen. Wem zum grassierenden Fremdenhass nichts anderes einfällt, als mantrahaft herunterzubeten, die Menschen hätten begründete Ängste und die Politik müsse darauf eingehen, sonst wählten sie halt die AfD oder demonstrierten mit Pegida, der bewirtschaftet Ressentiments und lässt sich von den rechten Bewegungen vor sich hertreiben.

Umgekehrt wird ein Schuh daraus: Es gibt in unserer Gesellschaft ein erhebliches Potenzial an fremdenfeindlichen, islamophoben und antisemitischen Einstellungen. Alle empirischen Untersuchungen belegen, dass sich diese Einstellungen keineswegs auf rechtsextreme Gruppen beschränken, sondern längst in der Mitte der Gesellschaft angekommen sind (wenn sie nicht immer schon dort zu Hause waren). Es sind viele, die es drängt, ihren Hass endlich auszuleben – zumindest verbal. Um das tun zu können, berufen sie sich auf ihre Angst. Anlässe lassen sich dann finden. Es sind nicht alle rechts, die von Angst reden. Aber wer Angst sagt, hat auch nicht automatisch recht.

## Postskriptum am Tag nach den US-Präsidentenwahlen

Die Wahl Donald Trumps wird auch die populistischen Affektpolitiker in Deutschland beflügeln. Was für eine Erfolgsgeschichte, was für eine Vorlage für die Petrys, Höckes und Gaulands. Auch Trump spielte im Wahlkampf auf der Klaviatur der Angst und des Hasses, noch stärker jedoch mobilisierte er einen anderen Affekt: die Lust zu erniedrigen. Nicht seine vagen und widersprüchlichen Versprechungen, sondern die Verheißung, gemeinsam die politischen Eliten, allen voran seine Kontrahentin, eine mächtige Frau, zu demütigen, gab jener Bewegung, die er beschwor, Auftrieb und führte ihn zum Wahlsieg. Nicht die Erwartung besserer Zeiten, an die sie ohnehin nicht mehr glauben, sondern das blanke Entsetzen in den Augen all der Politiker, Fernsehkommentatoren und Intellektuellen verschaffte sei-

nen Anhängern jenes Triumphgefühl, für das sie bereit sind, sich selbst von ihm demütigen zu lassen. Als Trump nach seiner Siegesrede die Bühne verließ, wurde – nicht zum ersten Mal bei seinen Auftritten und trotz rechtlicher Schritte der Rolling Stones gegen ihn – »You can't always get what you want« angespielt. Das war gewiss Häme gegenüber der Verliererin, aber auch eine zynische Botschaft an die eigenen Wähler: Nichts werdet Ihr bekommen. Die Zeiten werden härter. Macht Euch darauf gefasst, dass Ihr weiterhin zu den Losern gehören werdet. Deshalb genießt es wenigstens, dass alle anderen sich vor uns fürchten. Wir haben es ihnen gezeigt. Nun werden wir dafür sorgen, dass es auch ihnen schlechter geht.

Wenn wir schon nichts zu gewinnen haben, sollen wenigstens auch die anderen verlieren.

Populistische Führer vermitteln ihren Anhängern nicht nur das Gefühl, einer mächtigen Bewegung anzugehören, sondern demütigen sie auch und spielen mit deren Ahnung, dass sie auch weiterhin zu den Losern gehören werden. Die Bereitschaft der Anhänger zur Selbsterniedrigung wird kompensiert durch die Lust, sich an noch Schwächeren abreagieren zu können – und, in diesem Fall wohl noch stärker, durch die Lust, es dem Establishment mal richtig zu zeigen. Diese Straflust ist vermutlich mindestens so wichtig wie die Klaviatur der Angst, die den Hass salonfähig machen soll.

Das Wahlergebnis lässt Schlimmstes befürchten – auch in Deutschland.

*Ulrich Bröckling ist Professor für Kulturosoziologie an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, zur Zeit forscht er als Fellow am Kulturwissenschaftlichen Kolleg der Universität Konstanz.  
ulrich.broeckling@soziologie.uni-freiburg.de*